

her Durchsichtigkeit und einer gewissen Leichtigkeit. Daß gleichwohl eine beträchtliche Menge an Literatur verarbeitet wurde und in die Darstellungen und Analysen mit eingegangen ist, zeigt nicht zuletzt das umfangreiche Literaturverzeichnis. – Bücher wie das vorliegende sind wertvoll, weil sie eine über mehrere Jahre mit großer Heftigkeit geführte Diskussion bilanzieren und so davor bewahren, allzu schnell als Sache von gestern abgelegt zu werden.

Konrad Hilpert, Saarbrücken

Pastoralpsychologie

Isidor Baumgartner, Pastoralpsychologie. Einführung in die Praxis heilender Seelsorge, Patmos-Verlag, Düsseldorf 1990, 704 Seiten.

Ders. (Hrsg.), Handbuch der Pastoralpsychologie, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1990, 664 Seiten.

Folgt man den instruktiven Bestimmungen, wie sie H. Wahl in seinem Beitrag im „Handbuch“ vornimmt, kommt der „Pastoralpsychologie“ ein zweifacher Status zu: Zum einen umreißt sie ein Teilgebiet der Pastoraltheologie; zum anderen bildet sie eine Grunddimension der Praktischen Theologie insgesamt. Als Teilgebiet der Pastoraltheologie ist sie vor allem mit der Individualseelsorge, also der pastoralen Beratung und Begleitung der einzelnen befaßt. Allerdings wäre es, folgt man I. Baumgartner, verkürzt, die von ihm so charakterisierte „Praxis heilender Seelsorge“ ausschließlich auf einzelne Personen erstrecken zu wollen; auch Gruppen und Gemeinden können und müssen in diesem Zusammenhang in den Blick genommen werden. Darüber hinaus ist – und darauf zielt die Charakterisierung der „Pastoralpsychologie“ als Grunddimension der praktischen Theologie ab – die Einbeziehung psychologischer Erfahrungs- und Wissensbestände in die theologisch-pastorale Praxis nicht nur für ein bestimmtes Arbeitsfeld relevant, sondern für sie insgesamt von unverzichtbarem Stellenwert. Entsprechend umfassend und differenziert stellt I. Baumgartner auch die „Pastoralpsychologie“ vor, einmal in Form einer Monographie, das andere Mal als Sammelwerk, zu dem 30 Autoren und Autorinnen beigetragen haben. Beide können vorab als zuverlässig den aktuellen

Stand der interdisziplinären Kooperation von Psychologie und (praktischer) Theologie repräsentierende Kompendien gewürdigt werden.

Das „Handbuch“ folgt dem gängigen Gliederungsprinzip seiner Gattung, nämlich daß es – nach Schwerpunktbereichen geordnet – durch seine Einzelbeiträge einen detaillierten Überblick über das Forschungs- und Arbeitsfeld zu geben versucht. Es nimmt – unter den Stichworten „Ortsbestimmung – Zusammenhänge“ – seinen Ausgang bei den Grundsatzfragen, wie sie sich im Dialog von Theologie und Psychologie stellen (z. B. Menschenbilder, Religionsverständnis, Bestimmung von Seelsorge). Breiter Raum ist dann der Frage nach der Identität und Kompetenz von „Seelsorger/-innen“ gewidmet (Ausbildung, Supervision, Berufsmotive, Psychohygiene etc.). Über die Hälfte der Beiträge befaßt sich mit den „Orten christlich-kirchlicher Praxis“, und zwar differenziert nach den Grundfunktionen „Koinonia“ (Gemeindeaufbau), „Diakonia“ (Seelsorgliche Begleitung in Lebensfragen und Lebenswenden bzw. heilende Seelsorge in Krankheit), „Martyria“ (Verkündigung) und „Liturgie“. Neben der Tatsache, daß über das gemeinhin der Pastoralpsychologie zugeordnete Handlungsfeld gediegen informiert wird, verdient hervorgehoben zu werden, daß der Blick stark auf die Praxis der Gemeinde bis in die liturgischen Vollzüge hinein (Sakramente, Kirchenjahr u. a.) ausgeweitet wird.

Eine Monographie vermag nur kaum die Breite eines Handbuches abzudecken; ihre Originalität besteht demgegenüber darin, daß sie das in Frage stehende Forschungs- und Praxisfeld in größerer Homogenität zu behandeln vermag. I. Baumgartner erreicht dies in seiner „Einführung“ nicht zuletzt dadurch, daß er den Stoff der inneren Struktur der Emmaugeschichte entsprechend anzuordnen und darzustellen versucht. Am Anfang stehen somit (nach einem Grundsatz- und einem Überblicksteil) „Krisen in der Lebensgeschichte“, die nach „Kriterien und Kritik seelsorglichen Mitgehens in Lebenskrisen“ fragen lassen. Verschiedene Therapieansätze (Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, Gesprächspsychotherapie, Familientherapie) und ihre mögliche Bedeutung für die Seelsorge werden dann in „Diakonisch-hei-

lende Seelsorge und Psychotherapie“ vorgestellt. Entsprechend dem weiteren Fortgang der Emmausgeschichte gelten die folgenden Teile dem „Wort Gottes, das heilt“, der „heilenden Kraft der Symbole des Glaubens“ und schließlich den „Zielen der heilenden Seelsorge“. Manche Zuordnungen zu den Einzelabschnitten der Perikope wirken gekünstelt. Dennoch gewinnt die Darstellung insgesamt dadurch, daß sie sich von einem solchen Schlüsseltext orientieren läßt. Und er trägt möglicherweise zu der für die Monographie Baumgartners insgesamt charakteristischen biblisch-theologischen Grundorientierung der Pastoralpsychologie bei.

Norbert Mette, Paderborn

Die Kleriker zu eindimensional gesehen?

Eugen Drewermann, Kleriker. Psychogramm eines Ideals, Walter-Verlag, Olten – Freiburg i. Br. 1989 u. ö., 900 Seiten.

Die folgenden Rezensionen des Psychoanalytikers Braun und des Theologen (und Psychotherapeuten) Andriessen wollen zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Werk Drewermanns anregen. red

Drewermann legt in diesem Werk die Maßstäbe der Freudschen Psychoanalyse an sein Bild von der römisch-katholischen Kirche an. Dabei entstand eine anregende Darstellung, die sicherlich manchem „Kleriker“, vor allem auch solchen in Leitungsfunktionen, Impulse zur Reflexion über die psychischen Bedingungen kirchlicher Existenz geben kann.

Ausgangspunkt der Überlegungen ist die These von der „ontologischen Unsicherheit“ des Klerikers, die nicht empirisch gewonnen, sondern eine Setzung des Autors ist und sich wie ein Leitbegriff durch das gesamte Werk hindurchzieht. Dieser Begriff wird gefüllt durch die Aussage, der Kleriker sei der von sich selbst entfremdete Mensch, dem es an eigenständigem Denken und an Eigenverantwortlichkeit mangle, der von seinen Gefühlen abgeschnitten und dem System „Kirche“ in infantiler Weise angepaßt sei. Drewermann hat dabei weniger den einzelnen Kleriker im Blick, sondern meint vielmehr das Idealbild der von der Kirche gewünschten und geformten Priester und Ordensleute.

Von dieser Setzung aus fragt nun Drewermann zurück nach den psychologischen Bedingungen in Kindheit und Jugend für das Entstehen der Dispositionen zu einer derart abhängigen und entfremdeten Existenz und formuliert als psychologische Grundannahme ein letztliches Nichtakzeptiertsein, einen Mangel an Geborgenheit als Kind. Dies führe bei der Mutter bzw. den Eltern zu Schuldgefühlen, die durch besonders gewissenhafte Pflichterfüllung in der Sorge um das Kind kompensiert werden. Die psychische Grundstruktur, die beim Kind daraus entstehe, sei geprägt von dem Bemühen, die Liebe der Bezugsperson durch „eine extreme Anlassungs- und Hingabebereitschaft zurückzugewinnen“ (341). – Drewermann sieht in den real praktizierten evangelischen Räten die konsequente Fortführung dieses psychischen Systems mit dem Kleinhalten des Ich durch ein übermächtiges Über-Ich, mit den Traumata auf der oralen, analen und ödipalen Stufe, wie sie sich in den „Räten“ der Armut, des Gehorsams und der Ehelosigkeit zeigen. Der Autor variiert diese Thematik in vielfältiger Weise anhand von Beispielen aus Geschichte und Gegenwart der Kirche, aus Literatur und Dichtung und aus der Erfahrung seiner eigenen psychologischen Arbeit. – Im letzten Teil macht er Vorschläge zu einem neuen Verständnis der evangelischen Räte als Ausdruck persönlicher Verantwortlichkeit und zwischenmenschlicher Begegnungsfähigkeit.

Drewermanns „Kleriker“ ist von einer imponierenden psychoanalytischen Konsequenz, Geschlossenheit und Kraft. Die Frage, die sich aber bereits während des Lesens immer wieder aufdrängt, ist die nach der empirischen Verifizierbarkeit des trotz einer Reihe von Fallbeispielen letztlich thetisch angelegten Werkes. Die Problematik des kirchlichen Systems und damit die von Priestern und Ordensleuten ließe sich auch auf andere Strukturen in der Familiendynamik als die von Drewermann genannten zurückführen, z. B. auf ein *Zuwiel* an mütterlicher Akzeptanz, bei der das Kind in den Hexenkäfig der Geborgenheit gesperrt bleibt und die Eltern zuwenig „Stiefeltern“ sind. Es ist zu vermuten, daß die von Drewermann dargestellte psychodynamische Begründung in ihrer Ein-